

Kiss Me Deadly (1955)

Von Christof Berger Foto: Filmstill, zVg.



Eine nächtliche Überlandstrasse. Eine Frau, barfuss und offensichtlich nur mit einem Trenchcoat bekleidet, versucht verzweifelt, vorbeirasende Autos anzuhalten. Schliesslich zwingt sie einen Wagen zur Vollbremsung, indem sie sich mitten auf die Fahrbahn stellt. Am Steuer sitzt Privatdetektiv Mike Hammer (Ralph Meeker), der die verängstigte Christina Bailey (Cloris Leachman) widerwillig mitnimmt. Stunden später ist die Frau tot, Hammers Wagen Schrott und er selbst kommt im Spital wieder zu sich. Da lässt es sein Berufsstolz natürlich nicht zu, nicht herauszufinden, wer ihn da um die Ecke bringen wollte. Und er treibt seine Untersuchungen umso hartnäckiger voran, als ihm sein Polizeikumpel Pat Murphy davon abrät, sein Freund Nick ermordet und seine Freundin Velda entführt wird.

«Kiss Me Deadly» wurde in lediglich drei Wochen abgedreht und kostete 410 000 Dollar. Trotzdem ist nichts hingeschludert. Dies ist nicht zuletzt der sorgfältigen und originellen Kameraführung von Ernest Laszlo zu verdanken. Hollywood-Regie-Querschläger Robert Aldrich tischt uns da eine typische Film-noir-Geschichte auf. Alle Elemente dieser Krimifilmgattung der 40er- und 50er-Jahre sind vorhanden: der zynische, hartgesottene Privatdetektiv, die Femme fatale (gar in Ausführung), zwielichtige Ganoven, brutale Cops sowie Finstermänner der Upper Class. Doch distanzieren sich Drehbuchautor und Regisseur auch klar vom Genre, indem sie es gnadenlos karikieren und übersteigern. Das gilt für die holzschnittartig überzeichneten Figuren, eine absurd verschachtelte Handlung, sexuelle Anspielungen und die drastischen

Gewaltdarstellungen. Neben dem Angriff auf die puritanische Gesellschaft und die Hollywood'sche Selbstzensur (den Hays Code resp. den Motion Picture Production Code) packt Aldrich eine Kritik an der atomaren Aufrüstung in seine Geschichte.

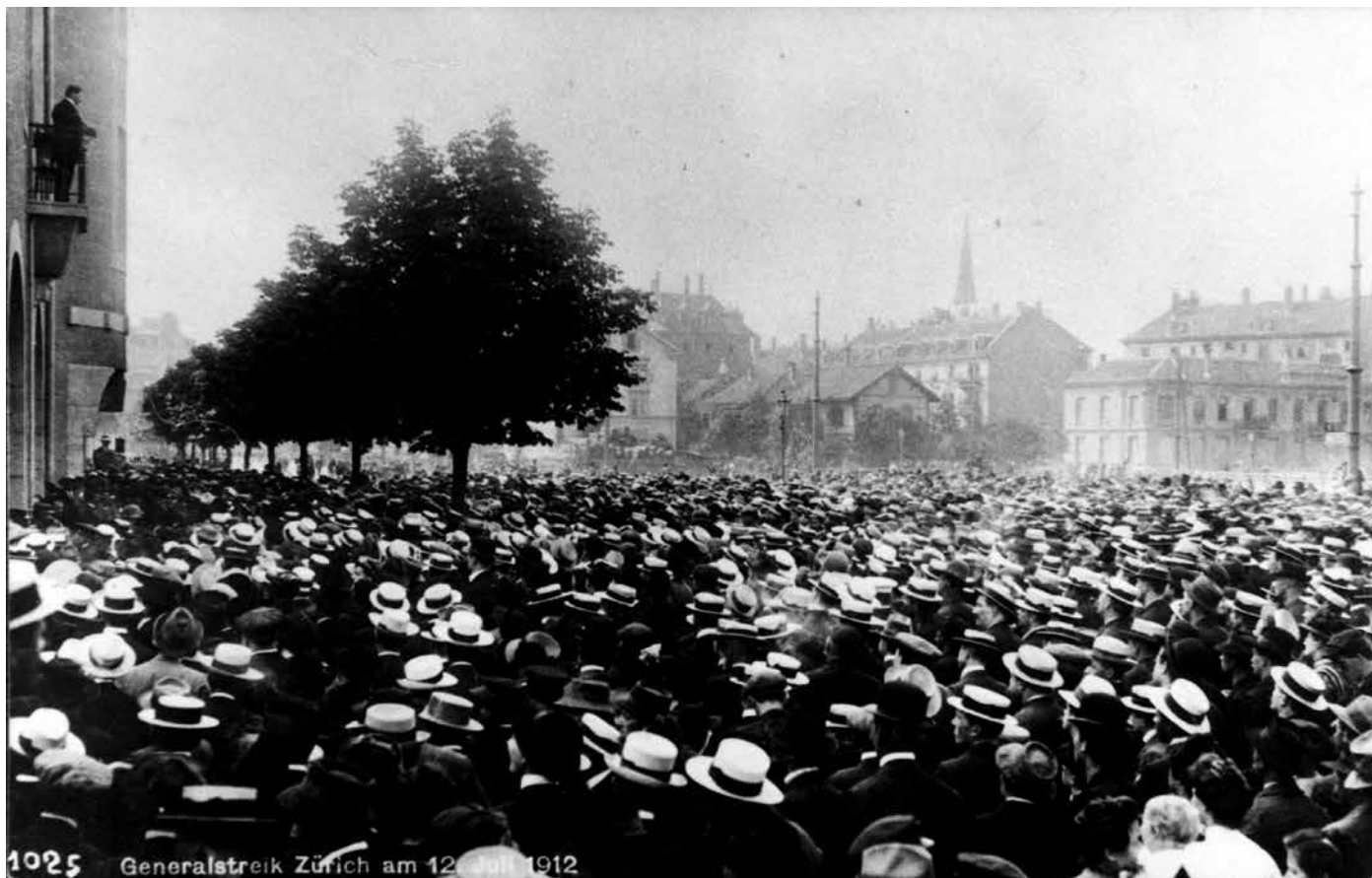
Im Lauf seiner Ermittlungen stösst Mike Hammer nämlich auf einen Koffer. Beim Versuch, diesen zu öffnen, dringt gleissendes Licht aus dem Innern und verbrennt ihm das Handgelenk. Bald erfährt er, dass es sich beim Inhalt um gestohlenes atomares Material aus dem «Manhattan-Projekt» (dem militärischen US-Forschungsprojekt zur Entwicklung von Nuklearwaffen) handelt. Der Koffer ist einerseits ein typischer Hitchcock'scher «MacGuffin». Grundsätzlich ist es unwichtig, was der Auftraggeber des Diebstahls damit anzustellen gedenkt. Der Koffer dient vorerst lediglich dazu, die Handlung voranzutreiben, und rechtfertigt die Toten auf seinem Weg. Und dennoch wandelt er sich dann doch noch zum Hauptrequisit der fulminanten Schlusszene.

Denn der Koffer enthält das Böse an sich. Klar ist es physikalischer Unfug, radioaktives Material als Licht- und Hitzequelle darzustellen. Optisch und filmisch ist allerdings gerade das überaus effektiv. Selten wurde auf der Leinwand das Öffnen der Büchse der Pandora eindrucksvoller in Szene gesetzt.

Kiss Me Deadly (Rattennest) USA 1955, 105 Minuten, Regie: Robert Aldrich, Drehbuch: A. I. Bezzerides, nach dem Roman von Mickey Spillane (Aldrich dazu: «Wir haben den Titel genommen und das Buch weggeschmissen»), Kamera: Ernest Laszlo, Schnitt: Michael Luciano, Ausstattung: William Glasgow, Howard Bristol, Darsteller: Ralph Meeker (Mike Hammer), Albert Dekker (Dr. Soberin), Paul Stewart (Carl Evello), Juano Hernandez (Eddie Yeager), Wesley Addy (Lt. Murphy), Marian Carr (Friday), Maxine Cooper (Velda), Cloris Leachman (Christina Bailey), Gaby Rodgers (Gabrielle), Nick Dennis (Nick), Jack Lambert (Sugar Smallhouse), Jack Elam (Charlie Max).
Der Film ist bei Koch-Media als DVD und Bluray erhältlich.

Wie wichtig ist der Linken die werktätige Bevölkerung?

Von Christof Berger Foto: Archivbild / zVg.



In meinem Essay «Unfriendly Takeover – die Working Class Heroes sind tot» (ensuite Nr. 210/211, Juni/Juli 2020) stellte ich die These zur Diskussion, dass die linken Parteien und Verbände die «werktätige Bevölkerung» sukzessive von der ernsthaften politischen Teilnahme ausschliessen würden.

Die Reaktionen auf diesen Artikel waren kontrovers. Die einen fühlten sich verstanden oder anerkannten zumindest das Problem, andere waren beleidigt und/oder unterstellten mir, Elite-Bashing zu betreiben und dadurch Wasser auf die Mühlen der rechten «Volkspartei» zu giessen.

Grundsätzlich möchte ich meinen Text als konstruktive Kritik verstanden wissen. Ich finde durchaus, dass die Linke auf ihre intellektuellen Eliten und ihre AkademikerInnen nicht verzichten soll und kann. Ich bin aber der Meinung, dass diese der Bewegung und ihrer Geschichte gegenüber in einer Verantwortung

stehen. Und um auch dies klarzustellen: Ich möchte dem Gros der Partei- und Verbandspersonals keineswegs Verantwortungslosigkeit unterstellen. Allerdings ist der Vorwurf des Elfenbeinturms eben auch nicht unberechtigt. In den Diskurs der Linken hat sich beispielsweise so ein SozialarbeiterInnen-Jargon eingeschlichen, den ich fatal finde: Auch wenn sie sich noch so Mühe geben, SozialarbeiterInnen sprechen mit ihren «Klientinnen» nie auf Augenhöhe, da besteht ein soziales Gefälle. Gut gemeint ist dann oft das genaue Gegenteil von gut. Und ich möchte nicht die Hand dafür ins Feuer legen, dass nicht Teile unserer «Eliten» Verachtung für den

schlechten Geschmack und die derbe Ausdrucksweise der ArbeiterInnen empfinden. Und damit einem Klischee aufsitzen. Das kann sehr überheblich und beleidigend wirken. Ich vermute stark, dass gerade auch deswegen in den letzten 30 Jahren eine erkleckliche Zahl der Mitglieder aus der Arbeiterschaft, der Angestellten und Selbstständigen die politische Seite gewechselt hat.

Die linken Parteien fussen auf der Arbeiterbewegung Dabei ist die SP¹ effektiv historisch gesehen klar eine Arbeiterpartei. Sie entstand Ende des 19. Jahrhunderts

¹ Wenn hier nur von der Sozialdemokratie die Rede war, dann deshalb, weil es die Grünen erst seit den 70er-/80er-Jahren gibt. Sie fundieren jedoch auf derselben Geschichte.

als politischer Arm der Arbeiterbewegung. Bis in die 20er-Jahre waren Gewerkschaften und Partei auch organisatorisch verbunden. Die sozialen Errungenschaften der Linken des 20. Jahrhunderts beruhen auf den Forderungen der Arbeiterbewegung. Die wichtigsten sind enthalten im Forderungskatalog, der 1918 beim Generalstreik vorgebracht wurde. Nämlich:

- ▶ Sofortige Neuwahl des Nationalrats nach dem kurz vorher angenommenen Proporzwahlrecht
- ▶ Einführung des Frauenstimmrechts
- ▶ Einführung einer allgemeinen Arbeitspflicht
- ▶ Einführung der 48-Stunden-Woche
- ▶ Reorganisation der Armee zu einem Volksheer
- ▶ Sicherung der Lebensmittelversorgung
- ▶ Eine Alters- und Invalidenversicherung
- ▶ Ein staatliches Aussenhandelsmonopol
- ▶ Eine Vermögenssteuer zum Abbau der Staatsverschuldung

Damals, 1918, wurde die 48-Stunden-Woche in der Schweiz umgesetzt. 1919 fand die erste Nationalratswahl nach dem Proporzsystem statt und ebenfalls in diesem Jahr wurden die ersten Schritte hin zu einer AHV unternommen. Bis zur Umsetzung dauerte es aber noch wesentlich länger. Die AHV wurde erst im Jahr 1948 eingeführt und das Frauenstimmrecht noch später, nämlich 1971. Und inzwischen scheinen viele Feministinnen vergessen zu haben, dass ihre Geschichte auch auf den Kämpfen der proletarischen Frauenbewegung beruht.

Es dünkt mich ignorant, fahrlässig und zynisch, diese Grundlagen der Bewegung zu verraten mit dem Hinweis, die linke Wählerschaft bestehe inzwischen nun mal aus der oberen Mittelschicht und aus Besitzern von Wohneigentum. Und die unteren Milieus würden sich ja sowieso praktisch nicht politisch betätigen. So würde die Linke zum etwas sozialeren Freisinn mutieren und sich direkt in die Bedeutungslosigkeit manövrieren.

Demokratie funktioniert nur auf gleicher Augenhöhe Es ist mir übrigens durchaus bewusst, dass weltweit bei Arbeitskämpfen, Umstürzen und Revolutionen praktisch immer auch «Eliten» federführend beteiligt waren und sind. Fast immer stammten die Ideengeber, Anstifter und Anführer aus der gebildeten Elite, oft aus der bourgeoisen Oberschicht. Aber ohne Unterstützung durch «das Proletariat» wären

deren Ideen dann eben reine Luftschlösser geblieben. Und um diese Unterstützung zu erlangen, brauchte es damals und braucht es auch heute eine intensiv gelebte Basisdemokratie, braucht es die gleiche Augenhöhe. Das Geschichtsbild der Linken muss daher zwingend auch das Kollektiv ins Blickfeld fassen und nicht nur bei den «grossen» Männern (und den wenigen «grossen» Frauen) hängen bleiben.

Was definiert eine politische Bewegung? Wie gut der geschichtliche Hintergrund den heute agierenden Linken überhaupt noch bewusst ist, weiss ich nicht. Oft habe ich jedenfalls den Eindruck, dass er für die an den Universitäten ausgebildeten BerufspolitikerInnen keine Rolle spielt. Dass für sie lediglich das Tagesgeschäft zählt. Und das bringt mich zur Frage: Was eigentlich definiert eine politische Bewegung respektive eine politische Partei? Viele werden jetzt sicher antworten: «Der Wettbewerb des besseren Arguments oder der besseren Idee.» Das ist sicher nicht falsch. Aber nur damit mobilisiert man keine Bewegung. Der Ideenwettbewerb taugt allenfalls als Orientierung im demokratischen Prozess. Für eine Bewegung braucht es hingegen doch noch einiges mehr: Sie muss wissen, wohin sie will, muss eine glaubhafte Utopie entwickeln, die erstrebenswert und erreichbar erscheint; sie muss Religion, Familie und Heimat sein; muss Perspektiven aufzeigen, Menschen fördern, Menschen befähigen. Nur so ist sie basisdemokratisch, ist sie glaubhaft.

Die Linke muss sich die Frage stellen, ob ihr ihre Politzirkel und

Initiativkomitees mit jeweils einem knappen Dutzend Mitgliedern tatsächlich genügen. Sie muss sich fragen, wie sich in unserer individualisierten und zersplitterten Lebenswelt wieder Kollektivität und politisches Handeln herstellen lässt. Und sie muss sich auch mit ihrer Geschichte kritisch auseinandersetzen, darf Fehlentwicklungen nicht beschönigen und sollte daraus die Lehren für die Zukunft ziehen.

Christof Berger, Jahrgang 1959, wohnt in 3032 Hinterkappelen. Er ist Co-Präsident der IG Freischaffende syndicom und Mitglied Zentralvorstand syndicom sowie Vorstandsmitglied der SPplus Wohlen BE, er sass von 2002 bis 2008 für die SP im Berner Stadtrat.

Er räumt ein, selbst nicht dem Arbeitermilieu zu entstammen. Sein Vater war ein nicht sehr geschäftstüchtiger Grafiker, die Mutter Damenschneiderin und die Einkünfte der Familie waren ärmlich. Seine Eltern fühlten sich dem Kunst- und Kulturmilieu zugehörig und verachteten die ihrer Ansicht nach «ungehobelten» ArbeiterInnen. Seine Wurzeln sind somit im Bohème-Prekariat anzusiedeln. Er hat aber rund 10 Jahre lang am Bahnhof Bern im Eisenbahn-Rangierdienst gearbeitet und dort warmherzige und interessierte Menschen kennengelernt. Politisiert wurde er während der 80er-Bewegung sowie durch die Gewerkschaftsarbeit.

www.christof-berger.ch